

Der Moralist

Der Italiener Francesco Zizola schaut mit seiner Kamera in menschliche Abgründe. Er fotografiert in Angola, wo Menschen verhungern, oder in den brasilianischen Favelas, wo Todesschwadronen Kinder morden. Die Reisen des Fotografen sind gefährlich. Aber er kann es nicht lassen, das Elend der Welt zu zeigen. Stefan Krücken hat ihn getroffen

Im Norden des Irak war es, auf einer Ebene ohne jedes Versteck nahe der Stadt Kifri, als Francesco Zizola zuletzt den Tod neben sich sah. Als sein Dolmetscher von einem Granatsplitter getroffen zu Boden sank und er verzweifelt versuchte, dessen Oberschenkel mit einem Gürtel abzubinden. Ohne Erfolg. Zizola dachte daran, nun ebenfalls sterben zu müssen. Dachte an seine Kinder, an seine Frau. Momente später hielt ein Motorrad mit einem schwer bewaffneten Rebellen vor ihm. Er sprang auf den Sozius und schloss die Augen, als sie mit Vollgas über ein Minenfeld rasten, während Granaten neben ihnen einschlugen.

„Dass sie uns verfehlt haben,“ sagt Francesco Zizola, „ist seltsam.“ Der Fotograf macht eine Pause und zündet die nächste Zigarette an. Vor dem Fenster tauchen Pelikane nach Fischen. Man kann die Schreie von Möwen hören und spüren, wie der Wind durch die Fensterritzen zieht. Die Bar befindet sich in der Mitte eines Piers, der so weit in den Pazifik hinein reicht, als habe jemand allene Erntes versucht, eine Brücke ans andere Ende der Welt zu bauen. Ein Unwetter kriecht auf San Diego im US-Bundesstaat Kalifornien zu. Bei jedem Schlag einer großen Welle spüren der Fotograf und ich, wie die Holzplanken unter unseren Füßen erzittern.

Auf dem Tisch stehen zwei Bier, der angeblich beste Ketchup der USA und ein Aschenbecher. An den Wänden hängen Schwarzweiß-Fotos von Schiffen. Nach Meerluft riecht es hier, nach den Zigaretten und nach einer Fritteuse. Es ist eine kleiner Friede an einem seltsamen Tag, der nachher in die nächste Runde geht. Wir sind verabredet mit „Doctor Kill“ von der US-Armee. Die Reportage, an der wir gerade arbeiten, handelt von den „Devil Docs“, einer Spezialeinheit der U.S. Marines, die im Irakkrieg direkt an der Front operierte. Heute am frühen Morgen waren wir in der Notaufnahme eines Krankenhauses von Los Angeles dabei, als Feuerwehrleute einen Angeschossenen herein trugen, ein misshandeltes Kind Blut erbrach und man eine Kugel aus dem Kopf einer jungen Frau heraus operierte. Wir standen auf einem Podest und sahen fassungslos zu; wie in einem Theaterstück, in dem es um Leben oder Tod ging. Hinter uns im Raum, von einem papierdünnen Vorhang getrennt, aßen schwarze Mamas Frühstücksrührei von McDonald. Die Frau und der Junge kamen durch. Der Mann hatte nach zehn Minuten eine Nummer am Fuß.

Den Tag lang war die Stimmung gedrückt, keiner von uns sprach auf dem Highway zurück nach San Diego. Vor dem nächsten Interview blieben ein paar Stunden; deshalb waren wir ans Meer gefahren. Francesco Zizola begann, von seinen Erlebnissen im Irak zu erzählen. Er hatte die „Devil Docs“ schon einmal in der Nähe von Bagdad getroffen. Jetzt lächelt er breit: „Mal ehrlich, heißt der Arzt wirklich Doctor Kill?“ Dann überlegt er, wer wohl dessen Kollegen sind: „Doctor Pain“ bestimmt, „Doctor Ouch“ und „Pro-



Überlebende von Kuito. Die angolische Stadt wurde 1996 neun Monate lang von Rebellen belagert. 25 000 Menschen starben an Hunger und Seuchen, es gab Fälle von Kannibalismus.



Entspricht so gar nicht dem Klischee eines Kriegsreporters: Francesco Zizola. Er ist nicht eitel und nicht zynisch.
FRANCESCO ZIZOLA / NOOR/LAIF (3), LEO CARBONIA

fessor Sorry-that-really-hurts.“ Wir lachen. Eine große Welle rauscht unter dem Pier durch, die Bar schwankt leicht.

Humor sei sein wichtigster Notausgang, sagt Zizola. Humor und Zigaretten helfen ihm. Francesco Zizola, 44, aus Rom, Vater von vier Kindern. Siebenmal hat er den World Press Award gewonnen, die wichtigste Auszeichnung für Fotografen. Alle anderen Belobigungen aufzuzählen, würde den Rahmen sprengen. Zizola ist groß gewachsen, geht aber stets ein wenig gebeugt, als wolle er sich ein bisschen kleiner machen. Er sieht ein wenig aus wie ein Bruder von Klaus Maria Brandauer, und er lächelt oft. Es ist ein leises, scheues Lächeln. Zizola verkörpert in jeder Hinsicht das Gegenteil jener Klischees, die man von Kriegsreportern pflegt: Nichts an ihm ist zynisch, nichts gefühlskalt, nichts eitel.

Wenn er aus seinem Leben erzählt, klingt es nach einem Zeugenprotokoll der schlimmsten Grausamkeiten, die Menschen sich gegenseitig antun kön-

nen. Zizola besuchte als erster Fotograf die Stadt Kuito in Angola nach einer neun Monate dauernden Belagerung durch Rebellen, während der mehr als 25 000 Menschen an Hunger und Seuchen starben und es Fälle von Kannibalismus gab. Er dokumentierte Morde von Todesschwadronen der Polizei in den Favelas von Sao Paulo und Rio de Janeiro. Er lebte mit den Bewohnern von Müllhalden in Lateinamerika und berichtete aus allen Kriegen Afrikas. Im Regenwald des Amazonas starb er beinahe an einer Typhus-Infektion.

„Ohne Disziplin“, meint Zizola, „wäre keine einzige Reise möglich gewesen.“ Seine Disziplin: Sich bewusst zu werden, wie schwierig die Aufgabe sein wird. Sich zu prüfen, ob es die Entbehrungen wirklich wert sind. Sich zu motivieren. Und dann die Taschen und die Ausrüstung zusammenzupacken und sich wieder von der Familie zu verabschieden. „Es kostet mich jedes Mal Überwindung, meine Kinder zu verlassen.“ Eigentlich

reist er ungern. Wenn er privat überhaupt weg fährt, dann von Rom aus ans Mittelmeer. „Aber was soll ich tun? Ich muss es machen.“

Zizola fühlt sich verpflichtet, anderen zu helfen, „auf die Art, die ich kann“. Auftritten. Wach machen. Vergessene Konflikte zeigen und verdrängte Ungerechtigkeit dokumentieren. Zizola ist ein Moralist. Er, der normalerweise leise spricht, hebt seine Stimme, wenn das Thema auf Verdrängungsmechanismen kommt. Sein Handeln ist auch eine Art Mission. Wenn er seine schütter werden-Haare nach vorne kämmt, hat er etwas von einem Mönch.

Dass er Fotograf werden wollte, stand für ihn schon immer fest. Von der Magie, die er spürte, als er in der Dunkelkammer sein erstes Foto entwickelte, erzählt er mit der Begeisterung eines Kindes. 1981 verließ er die Universität und trug die Arbeit Unterricht in Basiswissen. Sein erstes Foto verkaufte er an eine kleine Zeitung, es zeigt eine Friedensdemonstration. Doch anfangs erwies sich der Wettbewerb für den freien Fotograf als schwierig; Zizola schlug sich durch, indem er Katzen für ein Tiermagazin in Szene setzte und reiste quer durch Italien, um Mahlzeiten für ein Gourmet-Magazin zu fotografieren. „Ich habe immerhin gelernt, wie man Kunden zufrieden stellt“, meint Zizola und grinst.

Immer mehr Aufträge kamen hinzu, mit ständig wachsenden Budgets – bald eröffnete er zwei Fotostudios in Rom und Mailand. Doch das Gefühl, etwas zu verpassen, etwas falsch zu machen, wuchs ebenfalls. „Ich hockte von morgens bis nachts in meinen Zimmern, weit weg von der wirklichen Welt, und fotografierte Mineralwasserflaschen. Es musste sich etwas ändern.“ In der Depression eines düsteren Wintertages verkaufte er einem Mitarbeiter seine Studios, die Lichtanlagen und seine Kun-

denkartei. Alles zurück auf Anfang, und für Zizola lautete die entscheidende Frage: Albanien oder Nordkorea? In eines dieser isolierten Länder wollte er reisen.

Warum Albanien? Warum nicht etwas Schönes nach der Zeit der Mineralwasserflaschen?

„Mein Mysterium“, antwortet er. Er zündet sich die nächste Zigarette an. Aus den Lautsprechern der Bar über dem Pazifik singen jetzt die „Smiths“ und der Mann hinter dem kurzen Tresen, Typ freundlicher Rettungsschwimmer, erweist sich als erstaunlich textschirmer. Er reißt noch zwei Bierdosen auf. Wir sind inzwischen die einzigen Gäste auf dem Pier.

Ein Freund brachte Zizola in eine Delegation italienischer Jungkommunisten unter, die einen Parteikongress in Pjöngjang besuchte. Zwei Mitarbeiter des Geheimdienstes überwachten jeden Schritt und schliefen nachts vor der Tür seines Hotelzimmers. Wie er es trotzdem schaffte, als einziger westlicher Fotograf ein Foto des Diktators Kim-Yong-Il zu

schließen, davon soll in dieser Geschichte kein Detail stehen. Das Porträt erschien kurz darauf auf der Titelseite der US-Zeitschrift Newsweek. Was es wohl für Konsequenzen gehabt hätte, wenn seine List aufgefliegen wäre, beantwortet er mit dem nächsten Lächeln: „Dann dürfte ich mir vermutlich noch heute Nordkoreas Steinbrüche aus der Nähe ansehen.“

Und noch eines brachte er aus Nordkorea mit. Inspiriert von seinen Bewachern, die verlangten, ausschließlich mit einem Weitwinkelobjektiv zu fotografieren, blieb er dabei. Er ist immer sehr nah dran an seinen Motiven, ohne aufdringlich zu sein. Aus dieser Nähe ziehen seine Bilder ihre verstörende Kraft; wie aus der perfekten Anordnung des Augenblicks. „Aber der Grat, nicht zu ästhetisch und damit kalt zu wirken, ist sehr schmal“, erklärt Zizola. „Das Wichtigste ist, dass man sich nach Betrachtung des Bildes eine Frage stellt.“ Sein Lieblingsfoto zeigt einen Kinderspielplatz in



Straßenkinder 1994 im brasilianischen Salvador de Bahia. Alle sechs Stunden wird ein Kind in Brasilien ermordet.



Kriegsgefangene im Irak 2003.

Khodzjely City am Aralsee, Usbekistan: Eine Gruppe Kinder, fotografiert durch die Ringe eines verrosteten Spielgeräts. Auf dem Gelände eines Heims für Opfer der Umweltzerstörung in der Region.

Kinder wurden über Jahre hinweg sein wichtigstes Projekt: Monatlang reiste er auf eigene Kosten durch Brasilien, fotografierte Straßenkinder, Kinder auf Müllhalden, erschossene Kinder in den Hütten der Favelas. Doch kein Magazin wollte die Bilder drucken. „Ein Bildchef sagte mir: „Ganz schön, aber kannst du nicht wieder hinfahren und Aufnahmen von Tangas an der Copacabana machen?“ Von seinen letzten Reserven finanzierte Zizola ein Fotobuch – die Jury des World Press Awards zeichnete es mit dem ersten Preis aus.

Mit einem Mal überboten sich Magazine, um seine Bilder zu veröffentlichen. Der Bildchef mit der Tanga-Idee meldete sich und behauptete, die Aufnahmen niemals gesehen zu haben. Immer wieder investierte Zizola die Einnahmen in die nächsten Reisen: Kongo, Somalia, Angola, Sudan, Afghanistan. In einem Jahr war er zehn Monate lang unterwegs, immer am Limit in den gefährlichsten Regionen der Welt.

In Sierra Leone, auf dem Weg in eine Diamantenmine, stoppte eine Gruppe von Rebellen seinen Wagen. Einer der Uniformierten deutete mit einem Gewehr auf Zizola. „Sie wollten mich erschießen, zögerten aber, als sie meine Kameras sahen.“ Der Mann forderte ihn auf, sich bereit zu halten. Dann zog er eine Machete und ging auf Gefangene zu, die gefesselt am Straßenrand saßen. Nachdem der Rebell mit zwei abgeschlagenen Köpfen posiert hatte, durfte Zizola, beschnitten vom Blut der Ermordeten, weiter fahren.

Noch heute verfolgen ihn in manchen Nächten Alpträume. „Meine Therapie war es, ein paar hundert Meter weiter den Film aus dem Wagen zu werfen“, sagt er. Therapie? Es gab Erlebnisse, von denen möchte er lieber nicht berichten. „Schrecklich,“ sagt er dann nur und schüttelt den Kopf. „Manchmal weinte ich hinter meiner Kamera.“ Einen Monat im Jahr kapselt er sich von der Welt ab, schaltet das Handy aus, schaltet den Computer nicht an. Ein Monat, seine heilige Zeit, gehört nur seiner Familie.

Er macht immer weiter. Auch wenn bei seinem Tropenarzt inzwischen eine Krankenakte liegt, so dick wie das Telefonbuchs von Rom. Auch wenn er an der „Politik der Verdrümmung durch die Massenmedien“ verzweifelt. Obwohl er sich oft fragt, wen er mit seinen Bildern überhaupt erreicht. „Je mehr Gleichgültigkeit ich spüre, desto motivierter bin ich“, sagt er. Er lächelt schon wieder.

Es ist Abend geworden. Die Bar schließt, wir zahlen, treten hinaus und stellen die Jackenkragen hoch. Der Ozean rauscht und der Wind hat weiter zugenommen, wir müssen uns an der Reling festhalten, als wir Richtung Strand gehen. Wenn eine besonders heftige Welle den Pier trifft, zittern die Planken. Nach Francesco Zizolas Erzählungen scheint die Welt ohnehin zu schwanken.